

Nr. 142 Bydgoszcz, 24. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(9. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Sekundenlang zögert Sylvia, ob sie ihre List auf die Spitze treiben soll. Dann entschließt sie sich wirklich dazu; — die Beweise gegen Roland sind so stark, daß sie es sich leisten kann:

„Gewiß bin ich davon überzeugt", erwidert sie, „daß der anonyme Anrufer derselbe Mann gewesen ist, der später Binnie geraubt und getötet hat. Aber ich kann mich doch nicht dazu entschließen, mit absoluter Überzeugung zu glauben, daß dieser Erpresser, dieser Kidnapper und Mörder... der Angeklagte ist. Ich kann Peter Roland ein so entsetzliches Verbrechen doch kaum zutrauen."

Eine starke Bewegung der Überraschung geht durch den Saal. Zwei Reporter stürzen Hals über Kopf hinaus, um die sensationelle Aussage Sylvias zugunsten Peter Rolands sofort nach Newyork zu telephonieren. Salvini wirft einen Blick zu der Publikumsbank hinüber, auf der Leon Vandegrift sitzt; beider Blicke treffen sich blitzschnell in unmerklichem Lächeln: die Anwälte haben den Trick sofort durchschaut. Peter Roland ist so verblüfft über Sylvias Aussage, daß er überhaupt nichts mehr begreift.

Staatsanwalt Adams ist wie aus den Wolken gefallen: „Zum Teufel, ist die Frau denn irrsinnig geworden?" denkt er bei sich. „Sie sagt ja das Gegenteil von dem, was sie mir früher versichert hat, und reißt mein ganzes Anklagegebäude zusammen!" — Er will die Situation retten, soweit das noch möglich ist — will die Gewissenhaftigkeit, die übergroße Gewissenhaftigkeit seiner Zeugin den Geschworenen gegenüber hervorheben. Aber er gibt den Gedanken gleich wieder auf. In dem Zustande von Bestürzung, in dem er sich jetzt befindet, kann er nur noch mehr Unheil anrichten.

„Danke, das wäre alles für heute", sagt er, fast atemlos vor innerer Erregung, zu Sylvia. —

Peter Roland hat die allgemeine Bewegung benutzt, um seinem Verteidiger zuzuflüstern: „Ich habe niemals telefonisch gedroht, sondern nur den Drohbrief geschrieben, von dem Sie ja wissen — am 7. Mai 1928. Er muß an demselben Tage eingetroffen sein, an dem Sylvia behauptet, angerufen worden zu sein."

John Salvini hat eifrig genickt. Nun steht er auf und geht einige Schritte auf den Zeugensitz zu: „Nur eine kurze Frage, Mrs. Casilla. Wie viele telefonische und briefliche Drohungen haben Sie damals in Hollywood im ganzen bekommen?"

„Nur diese eine telefonische Drohung", erwidert Sylvia ruhig, aber ein wenig verwundert.

„Und wie viele Drohbriefe?"

„Briefe? — Überhaupt nicht."

Adams kann nicht mehr an sich halten: Dieser Schwachsinn seines Gegners überschreitet ja alles Denkbare!

„Mein lieber Mister Salvini", sagt er, „Sie schaffen ja künstlich Anschuldigungen gegen Ihren Klienten, die die Anklage niemals aufgestellt hat. Es ist immer nur von einer telefonischen Drohung die Rede gewesen."

„Aber, Mister Adams, es liegt doch noch ein Erpressungsbrief vor, den Sie auch meinem Klienten unterschieben wollen — ein Brief, in dem hunderttausend Dollar gefordert werden . . ." — Salvini schaut bemitleidenswert töricht drein, als er das sagt.

Adams hat Mühe, das Wort „Idiot" zu unterdrücken. — „Mein sehr gelehrter Herr Kollege, Sie bringen die Dinge durcheinander", erwidert er mit einem höhnischen Lächeln. „Jener Erpressungsbrief, von dem Sie da sprechen, wurde ja erst später in Stockford geschrieben — nach der Entführung Binnies."

„Ach so — ja, ja — natürlich —"

Alle Anwesenden lachen ungeniert.

„Lacht nur!" denkt Salvini, „Ihr werdet euch noch wundern! Diesen Meineid Sylvias haben wir sicher in der Tasche!" Und dann sagte er, zu Richter Corbett gewendet:

„Das wäre alles — ich habe keine Fragen mehr an die Zeugin."

Sylvia erhebt sich, und der nächste Zeuge wird gerufen.

— — — — — — — — — — — — —

7.

Gleich nach Schluß dieses ersten Verhandlungstages ist Leon Vandegrift nach Newyork zurückgekehrt. Sein Clerk Mooshuber hat schon einen früheren Zug genommen. Als Vandegrift gegen acht Uhr abends in seinem Büro ankommt, ist Mooshuber schon wieder bei der Arbeit. Auch die beiden anderen Mitarbeiter, Mr. Page und Alma Galliver, sind noch anwesend, denn Vandegrift hat noch stundenlang mit ihnen zu arbeiten. Er muß die Nacht dazu benutzen, weil er schon mit dem ersten Frühzug zur Verhandlung nach Stockford zurückkehren will. — Die wenigen Stunden Schlaf im Zug genügen ihm vollkommen. Dieser verweichlicht scheinende fette Mann ist von seltener Zähigkeit.

Zuerst ruft Vandegrift Mr. Page in sein Zimmer, denn von ihm erwartet er, höchst wichtige Neuigkeiten zu hören.

— Mr. Page ist ein ganz ausgekochter Bursche, den der Anwalt stets als Mittelsperson vorschiebt, wenn es sich um gewagte und anrüchige Machinationen handelt. Vor vielen Wochen schon ist Page mit zwei Newyorker Einbrechern, ganz erstklassigen Fachleuten, in Verbindung getreten und hat sie beauftragt, Sylvias Wohnung in San Franzisko zu durchsuchen, um belastendes Material gegen sie zu finden. Die beiden sind schon vor Wochen abgereist, ohne wieder etwas von sich hören zu lassen. Vandegrift und Page hatten schon fast die Hoffnung aufgegeben, als — vor drei Tagen — ein Telegramm von ihnen in Mr. Pages Privatwohnung eintraf: „Genau passender Ma-

schinenteil vorhanden" — womit natürlich gemeint war, daß sie gerade das entdeckt hatten, worauf es Vandegrift ankam. Und nun wartete er mit Spannung auf das Eintreffen der beiden erfolgreichen Halunken. —

„Sie sind da!" triumphiert Page, als er das Zimmer seines Chefs betritt. „Heute morgen sind sie angekommen. Und sie haben wirklich den Drohbrief entdeckt, den Roland damals in Hollywood an Fernando geschrieben hat."

„Großartig!" ruft Vandegrift. „Den dazugehörigen Meineid hat Salvini der braven Sylvia bereits entlockt — mit dem dümmsten Gesicht von der Welt. Das hätten Sie sehen müssen, Page! Sylvia hat also ganz ausdrücklich und unter Eid behauptet, daß sie in Hollywood nur eine telefonische, aber nie eine briefliche Drohung erhalten hätte."

„Kann ich mir lebhaft vorstellen, daß sie den Drohbrief der Polizei nicht gern zeigen wollte!" lacht Page.

„Ist sonst alles glatt gegangen? Ich meine, wird man später nicht die ganze Bescherung, den Einbruch, entdecken?"

„Ausgeschlossen! Die Burschen machen saubere Arbeit, wenn es auch etwas lange gedauert hat. Fünfmal haben sie vergeblich versucht, unbemerkt in die unbewohnte Etage einzudringen. Sie liegt in der sechsten, der obersten Etage eines modernen Mietshauses. Es waren drei komplizierte Schlösser an der Wohnungstür zu öffnen. Schließlich hat es aber doch geklappt. Sie haben sich drei Tage in der Wohnung aufgehalten und haben nur sehr langsam arbeiten können — mit dicken Filzschuhen an den Füßen, um kein Geräusch zu machen, und mit Handschuhen, um keine Fingerspuren zu hinterlassen. Den Drohbrief haben sie fotografiert, dann alles wieder genau an seinen Platz gelegt und alle Behältnisse wieder abgeschlossen. Kein Schloß ist dabei beschädigt worden." — Mr. Page legt ein Blatt vor seinen Chef hin. — „Dies ist der genaue Situationsplan, wo das Briefbündel liegt . . ."

„Sehr schön und sauber gemacht."

„. . . und hier sind einige Abzüge von dem Foto."

„Bravo, bravo, Page!" ruft Vandegrift begeistert. „Das haben Sie alles fabelhaft arrangiert. Was schulden Sie den Jungens noch?"

„Zweitausend habe ich angezahlt, also bekommen sie noch viertausend. Ich muß es morgen mittag zahlen."

„Schön — schreiben Sie einen Barscheck aus — auf Ihren Namen — und bringen Sie ihn mir dann zur Unterschrift."

„Dieser Prozeß kostet Sie ein Vermögen", bemerkt Page, während er sich anschickt, das Zimmer zu verlassen.

„Das geht auf Propagandaspesen", lacht der Anwalt. „Und auch das nur im Notfall. Ich hoffe, ich bekomme es glatt wieder herein."

„Von wem, möchte ich wissen. Roland hat doch sicher nicht viel. Und wer sollte es sonst wohl zahlen?"

„Wer weiß — vielleicht Mrs. Sylvia. — Bitte, schicken Sie mir jetzt Miß Galliver herein."

Sobald Mr. Page das Zimmer verlassen hat, schwindet die gute Laune von Vandegrifts Gesicht. Er springt auf, durchmißt den großen Raum mit hastigen Schritten, bleibt dann vor der mächtigen Weltkarte stehen, die fast die ganze Wand einnimmt, und studiert wieder, wie so oft in den letzten Wochen, alle nur möglichen Reiseverbindungen zwischen dem Nordosten von Paraguay und Newyork. Dann geht er an seinen Schreibtisch, nimmt eine Mappe heraus und sieht, zum soundsovielten Male, die Nachrichten durch, die im Laufe der letzten Monate von Jessie eingetroffen sind. Es sind zwei Briefe und vier Telegramme. Das letzte ist am 10. August in Concepcion aufgegeben. Jessie scheint es durch einen Eilboten zum Telegrafenamt in Concepcion geschickt zu haben, denn die normale Reisezeit vom Rancho bis dorthin ist ja zehn Tage. — Die Depesche ist natürlich im Geheimcode abgefaßt, und die Übersetzung lautet:

Dein Telegramm vom 24. Juli heute, am 2. August, in meine Hände gelangt. Abreise vom Rancho am 4. August, sind also sicher bis zum Prozeßbeginn dort.

Seitdem sind keine neuen Nachrichten mehr von Jessie eingetroffen und Leon Vandegrift wird von Tag zu Tag unruhiger.

Wie ist dieses Schweigen zu erklären? Hat es Jessie nach diesem, ihrem letzten Telegramm nicht mehr für nötig gehalten, vor ihrer Ankunft noch weitere Nachrichten zu geben? Sie hätte doch wirklich von Montevideo oder von Buenos Aires aus noch einmal telegrafieren können! Oder hat sie vielleicht eine andere Reiseroute genommen — nicht über Concepcion, sondern durch Brasilien via Corumba? Dann aber hätte sie von der ersten Eisenbahnstation oder mindestens von Sao Paulo aus Nachricht geben müssen . . .!

Almas Eintritt reißt Vandegrift aus seinen Gedanken.

„Wir haben noch eine ganze Weile zu arbeiten, Miß Galliver", empfängt er sie zerstreut. „Wir wollen gleich den Kriegsplan gegen die ersten drei Zeugen von Adams schriftlich niederlegen. Jetzt ist mir noch alles frisch in Erinnerung." — Nun erst blickt er seiner Privatsekretärin ins Gesicht. — „Sie haben ja schon wieder ganz verheulte Augen! Was, zum Teufel, ist eigentlich in Sie gefahren? Das geht nun schon wochenlang. Weshalb sprechen Sie sich nicht aus? Vielleicht kann man Ihnen helfen."

Alma schüttelt den Kopf. „Es ist wirklich nichts Besonderes. In meinem Alter hat man solche melancholischen Anwandlungen . . ."

— — — — — — — — — — — — — —

Alma Galliver ist in einem viel schlimmeren Zustand als Vandegrift ahnt. Sie steht vor einem seelischen Zusammenbruch:

Am 5. Juli hat sie Arthur Day, ihren Verlobten, zum letztenmal gesehen. Er hat ihr gesagt, er müsse auf zwei bis drei Wochen geschäftlich nach Kanada reisen — sie solle ihm treu bleiben und ihm recht viel schreiben. Seine genaue Adresse würde er ihr gleich nach seiner Ankunft in Ottawa mitteilen.

Das ist nun fast elf Wochen her, und Alma hat seitdem kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten. Sie hat durch ein Auskunftsbüro Erkundigungen einziehen lassen, und es hat sich ergeben, daß in keinem Hotel Ottawas ein Mr. Arthur Day abgestiegen ist. — Seitdem wird das unglückliche Mädchen von den fürchterlichsten Zweifeln, Ängsten und Ahnungen gequält, die ihr fast den Verstand rauben.

Entweder ist ihrem Verlobten ein Unheil zugestoßen, oder . . . er ist ein Schurke und Spion gewesen, dem sie ins Garn gegangen ist!

Daß beide Vermutungen zutreffen könnten, ahnt Alma Galliver freilich nicht. Dieses, ihr einziges Liebesabenteuer, hat dem „Bräutigam" bereits das Leben gekostet, und auch sie, die „Braut", wird denselben Preis dafür zu zahlen haben.

Was ist mit Mr. Arthur Day, Almas Bräutigam — oder sagen wir besser mit James Samyn, Sylvias Butler — geschehen seit dem Abend des 29. Juni, an dem er sich mit Sylvia in einem kleinen Restaurant des Stadtteils Harlem traf und von ihr mit der Ausführung eines Verbrechens beauftragt wurde?

Noch in derselben Nacht ging er auf die Suche nach dem „schönen Tony", jenem Manne, der ihm als Helfer bei seinem gewagten Vorhaben so besonders geeignet schien. Tage- und nächtelang durchstreifte er die Verbrecherlokale von Newyork. Endlich, am Abend des vierten Tages, traf er einen alten Freund, der ihm nicht nur bestätigen konnte, daß sich Tony tatsächlich in Newyork aufhielt, sondern auch die Adresse wußte.

Am folgenden Morgen betrat James die schauerhafte Mietskaserne. Zwischen der zweiten und dritten Etage kam ihm auf der engen schmutzigen Treppe ein junger Mann entgegen, in hellem Flanellanzug, einen Strohhut auf dem Kopf und ein Stöckchen in der Hand. Um James, dem Älteren, Platz zu machen, trat er höflich zur Seite. Aber James ging nicht an ihm vorbei, sondern packte ihn bei den Schultern und rief:

„Hallo, Tony, wie geht's? Das war ein schweres Stück Arbeit, dich zu finden — und dazu noch bei dieser Bullenhitze!"

Nun erkannte auch Tony seinen alten Gangsterchef aus Chikago. Die Freude war groß, und das Wiedersehen wurde in der nächsten Bar begossen.

James hatte sofort mit Befriedigung festgestellt, daß Tony einen „Verdienst" sehr nötig brauchte: sein heller Anzug war zwar tadellos sauber, aber an allen Ecken und Kanten gestopft, die Krawatte war durchgewetzt, und das Stroh des Hutes blätterte schon ab. Tony machte auch kein Hehl daraus, daß es ihm seit einem Jahr miserabel ginge. Er hielt auf einen gewissen Stil in seinem Beruf. „Kleine schmutzige Sachen", wie Diebstähle und Betrügereien, verschmähte er, und „eine große Sache" hatte sich ihm seit langer Zeit nicht mehr geboten.

James rückte nicht sofort mit seinem Angebot heraus, sondern ließ sich erst berichten, wie es Tony ergangen war, seit man sich nicht mehr gesehen.

Während Tony erzählte, musterte ihn James mit gleichsam väterlichem Wohlgefallen. Und wie hätte man etwas anderes empfinden können als Wohlgefallen und Sympathie, wenn man Antonio Graf Labarray ansah und ihn reden hörte.

Er ist groß und schlank, langbeinig und breitschulterig; sein Kopf ist von klassischer Schönheit; die von braunem Haar begrenzte hohe Stirn verrät Intelligenz; die großen dunkelblauen Augen sprühen vor Lebensfreude und Humor. Ihm zuzuhören ist ein Genuß, denn er sieht Menschen und Dinge auf eine ganz persönliche und originelle Art und schildert sie entsprechend. Die sparsamen Gesten seiner langen schmalen Hände lassen auf verhaltenes Temperament schließen. Sein ganzes Wesen vereint auf seltene Art Nonchalance und Herrentum, bestrickenden Charme mit vollkommener Männlichkeit. Es scheint kaum faßlich, daß dieser Mann ein Verbrecher ist. Die Wurzeln seines Verbrechertums liegen in einer grenzenlosen Faulheit, in einem unwiderstehlichen Hang zum Wohlleben und in einer in die Irre geratenen Romantik und Abenteuerlust. — Seine nach dem Krieg verarmte Familie hatte ihn nach seinen ersten schlimmen Streichen nach Amerika abgeschoben. Über Kanada war er in die Vereinigten Staaten gelangt und hatte sich dort mit falschen Papieren versehen. Obwohl Antonio Graf Labarray seit zehn Jahren vom Verbrechen lebte, war er noch nie der Polizei in die Hände gefallen, hatte er noch nie vor Gericht gestanden. —

Endlich rückte James Samyn mit seinem Vorschlag heraus — jedoch vermeidend, irgend welche Namen zu nennen, und verschweigend, daß der geplante Anschlag mit dem Prozeß gegen Peter Roland in Zusammenhang stand.

Tony zögerte keinen Moment, seine Teilnahme zuzusagen. Was konnte er sich Schöneres wünschen: tausend Dollar Vorschuß, um sich sofort neu einzukleiden, eine genußreiche und interessante Reise bis ins Innere von Südamerika, freie Verpflegung und ein schönes Taschengeld und zum Schluß eine Extraprämie von 5000 Dollar! — daß es sich dabei um das Verbrechen der Entführung und der Freiheitsberaubung handelte, genierte Tony nicht im geringsten; und daß am Schluß des Unternehmens ein zweifacher Mord stehen sollte, behielt James vorläufig für sich.

So reisten also James Samyn und Graf Labarray schon am folgenden Tage, am 6. Juli, nach Buenos Aires ab und erreichten am 4. August das Städtchen Concepcion in Paraguay. Dort hielten sie sich nur einen Tag auf, um die Vorbereitungen für die Überlandreise zu treffen.

Dem Hotelwirt, der ihnen Reit- und Lasttiere besorgte, erzählten sie, daß sie eine lange Jagdexpedition vorhätten. Nicht der leiseste Verdacht kam dem biederen Manne, daß diese beiden vornehmen Herren Verbrecher sein könnten, — daß sie nicht auf Tierjagd auszogen, sondern auf Menschenjagd. Um in der kleinen Stadt nicht aufzufallen, ritten sie noch vor Sonnenaufgang ab.

Die Schändlichkeit seines Vorhabens flößte James keinerlei Bedenken ein. Es waren andere Sorgen, die ihn bewegten: Würde man nach den sehr lückenhaften Angaben Almas diesen einsam gelegenen Wohnsitz überhaupt finden? War es nicht übertriebene Vorsicht gewesen, in Concepcion jede Erkundigung nach dem genauen Weg zu vermeiden? Und wenn man wirklich den Rancho Paraiso fand, würde nicht vielleicht die Anwesenheit vieler Angestellter eine Entführung sehr schwierig, wenn nicht unmöglich machen? —

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Ernte.

Von Martin Greif.

Nun störet die Ähren im Felde
ein leiser Hauch;
Wenn eine sich beugt, so bebet
die andre auch.
Es ist, als ahnten sie alle
der Sichel Schnitt —
die Blumen und fremden Halme
erzittern mit.

Zur Erinnerung an den 100. Geburtstag des deutschen Dichters am 18. Juni.

Guter Rat ist teuer!

Heitere Geschichte von Marc Stahl.

Der junge Mann, der in den Autobus stieg, sagte: „Hallo Fred!" und steuerte auf einen zweiten jungen Mann zu, der vorne auf der ersten Bank saß.

„Hallo — Gerd!" rief der zweite. Sie verstauten ihre Aktentaschen neben sich und schüttelten sich die Hände. „Schön, daß ich dich treffe", meint Gerd, „ich wollte nämlich einen guten Rat von dir hören." Er machte eine Pause.

„Möchtest du mir nicht schnell sagen, was du willst?" bat Fred. „Ich muß nämlich bald aussteigen."

„Hm ja — das ist schade, es ist gar nicht so leicht, den Anfang zu finden." Gerd sah träumerisch aus dem Fenster. „Ich muß da weit ausholen, weißt du..." Fred, der die umständliche Art seines Freundes kannte, seufzte: „Faß dich kurz!"

„Hm ja —", antwortete Gerd, „ich will mich bemühen. Ich bin also vor einigen Tagen durch die Hedemannstraße gegangen, nicht durch die eigentliche, sondern durch die verlängerte... komische Sache übrigens, eine Straße verlängerte Straße zu nennen! — Findest du nicht auch?"

„Jawohl", sagte Fred, „sehr komisch." Er spähte durch die Fensterscheiben nach vorn. Ihm war, als ob er das „U" der Untergrundbahnstation, an der er aussteigen mußte, schon sehen konnte. „Wolltest du nicht —?"

„Ja, natürlich... ich ging also, ohne viel zu denken, so leicht dösend dahin, und bemerkte auf einmal ein Auto vor einer Tür." — „Wie interessant!" spöttelte Fred. „Ich habe noch nie ein Auto vor einer Tür warten sehen."

„Sei doch nicht so nervös!" sagte Gerd. „Also das Auto wartete, wie es schien, auf einen Fahrgast, es war auch schon Gepäck auf dem Wagen, und der Fahrer verstaute noch einige Koffer im Taxi — das Verdeck war heruntergeschlagen, und ein Köfferchen fand nirgends Platz als in diesem heruntergeschlagenen Verdeck. Gerade, als eine Dame aus dem Hauseingang an das Auto tritt, fällt das Köfferchen zur Erde, springt auf, und alles, was darin ist, ergießt sich über den Fahrdamm.

„Ach du lieber...", sagte Fred.

„Ja, rief ich auch und sprang natürlich der Dame bei, um ihre Siebensachen wieder aufzuheben. Es waren ganz allerliebste Dinge dabei: Toilettesachen, seidene Strümpfe, eine Bonbonniere, die auch aufgegangen war und deren Inhalt sich auf dem Asphalt wälzte, ein Etui mit bunten Halsketten —"

Und so weiter — und so weiter...", rief Fred. „Jetzt kommt meine Haltestelle, willst du mir nun endlich sagen, was für einen guten Rat ich dir geben soll?"

Gerd begann zu jammern: „Ich bin doch gleich zu Ende..."

„Ich kann nicht warten. Also bis morgen! Ich fahre dieselbe Tour um halb neun."

„Gut — bis morgen!" Der Schaffner hielt schon den Finger auf dem Klingelknopf und wartete, daß Fred endlich abspringe.

Am nächsten Morgen wiederholte sich die Begrüßung zwischen Fred und Gerd.

„Na, nun schieß aber los", sagte Fred, „damit wir wenigstens heute zu Ende kommen."

„Ja, natürlich — jetzt ist ja auch die Einleitung erledigt, jetzt geht es schnell. Wo war ich doch stehen geblieben?"

„Mit dem Köfferchen in der Hand in der verlängerten Hedemannstraße."

„Richtig — ja, habe ich dir schon gesagt, daß ein Schlafanzug darin war?"

Fred verdrehte die Augen und richtete sie gegen das Dach des Autobusses. „Nein", sagte er, „aber wenn du willst, können wir ja ein Inhaltsverzeichnis des Köfferchens schriftlich festlegen."

„Aber der Schlafanzug ist sehr wichtig", rief Gerd.

„Wie du willst —", stöhnte Fred ergeben, „komm zum Schluß!"

„Aber du hälst mich ja nur auf mit deinen vielen Gegenreden. Ich fasse mich doch ganz kurz. Also ich knie fast auf der Fahrbahn und sammele alle die Kleinigkeiten in das Köfferchen, und die Dame hilft mir dabei — ich bemerke übrigens, daß es eine sehr hübsche Dame war —"

„Kann ich mir denken", knurrte Fred, „woher sonst deine Kavaliersanwandlungen!"

„— Und bekomme auf einmal den Schlafanzug in die Hände. Er war lachsfarben, aus Seide, mit vielen Spitzen, und wie so ein Ding ist, aalglatt und ganz blödsinnig zusammengelegt, schlüpft es mir aus der Hand, ich greife danach, — bekomme es zu fassen, es geht auf... ein frischer Wind weht — — und auf einmal flattert es wie ein rosiger Wimpel im Wind, fliegt mir ins Gesicht, bläht sich und entfaltet sich — kurz, treibt ein neckisches Spiel, und ich bemühe mich verzweifelt, den aufrührerischen Schlafanzug wieder einzufangen."

Fred lachte jetzt aus vollem Halse. „Das war lustig", sagte er.

„Lach nicht so laut!" sagte Gerd und sah sich scheu um.

„Na und —", fragte Fred, „was kann man dagegen haben, wenn wir lachen?"

„Jetzt kommt es —", rief Gerd halblaut.

„Ja, jetzt kommt meine Haltestelle", rief Fred dagegen.

„Aber höre doch!" beeilte sich Gerd. „Ich stehe also noch da, plötzlich reißt mir jemand von rückwärts den Schlafanzug aus der Hand und schreit: ‚Das ist also der Kerl, mit dem du durchgehen willst!'"

Fred war schon aufgesprungen. Seine Augen funkelten vor Ärger. „Jetzt, wo es interessant wird, muß ich aussteigen, nur deiner Langsamkeit wegen, du Trottel!"

„Aber", rief Gerd, „du sollst mir doch sagen, was ich tun soll."

„Bis morgen warten!" rief Fred und war schon hinaus.

„Jetzt —", sagte Fred am nächsten Morgen, „frage ich, und du antwortest, sonst geht das Jahr herum, und ich weiß immer noch nichts." — „Bitte", kränkte sich Gerd.

„Was wollte also der Herr?" fragte Fred inquisitorisch.

Gerd warf einen Blick aus dem Fenster und erbleichte. „Lieber Himmel!" rief er und wandte sich wie zur Flucht. „Keine Tür hier vorn — die verflixten alten Autobusse!" Dann sank er auf das Polster zurück.

„Was ist dir denn?" fragte Fred. „Willst du mir nicht sagen, was der Herr wollte?"

„Ja — was wollte der Herr?" stotterte Gerd kläglich. „Was wollte er nur?" —

Plötzlich ergriff jemand den stotternden Gerd von hinten, zog ihn in die Höhe und drückte ihn wieder auf seinen Sitz zurück, was sich dreimal wiederholte.

„Hab' ich dich endlich!" brüllte eine mächtige Stimme.

Die Mitfahrenden schrien auf. Der Schaffner kam herbeigestürzt, der Autobus hielt. „Ruhe, meine Herren", rief der Schaffner. „Wollen Sie bitte augenblicklich den Autobus verlassen, sofort! Ich werde die Polizei benachrichtigen."

Der erstarrte Fred ließ sich mitsamt dem ächzenden Gerd und dem brüllenden Herrn auf die Wache bringen.

„Ich muß ja zur Untergrund", jammerte er. „Was ist denn eigentlich los? Kannst du mir das nicht endlich sagen?"

„Ja, siehst du —", Gerd bügelte mit dem Arm seinen zerbeulten Hut und warf einen Blick auf den an der anderen Seite des Polizisten gehenden Herrn, „das war ja gerade der Rat, den ich von dir brauchte. Ich wollte dich fragen, auf welche Weise ich den Nachstellungen dieses Barbaren, der mich für den Liebhaber seiner Frau hielt, entgehen kann!"

„So", sagte Fred, „das also war es!"

„Ja — das war es, aber inzwischen sind mir die Ereignisse im wahrsten Sinne des Wortes über den Kopf gekommen."

„Wie es dir immer gehen wird", meinte Fred grimmig.

„Vielleicht", antwortete Gerd gleichgültig. „Aber wie du siehst, erledigt sich dann schließlich alles von selbst."

Damit setzte er befriedigt seinen endlich zurechtgebügelten Hut wieder auf.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.

■	1	■	2				3	■	4	■
5				■	■	■	6			
■		■	7	8		9		■		■
10		11			■	12		13		14
	■	15							■	
	■		■		■		■		■	
	■	16	17				18		■	
19	20				■	21			22	
■		■	23					■		■
24				■	■	■	25			
■		■	26					■		■

Waagerecht: 2. Heftiger Wind. — 5. Nordsee-Insel. — 6. Nebenfluß des Pregel. — 7. Alter Name der unteren Donau. — 10. Bauplatz für Schiffe. — 12. Musikalische Lautstärke. — 15. Staat der „Achse". — 16. Niederländ. Nordsee-Insel. — 19. Amtskleid. — 21. Darstellung des Leichnams Christi. — 23. Lästiges Insekt (Mehrzahl). — 24. Monat. — 25. Wahrnehmungsvermögen. — 26. Politische Linie Deutschland-Italien.

Senkrecht: 1. Druckbuchstabe. — 2. Altersheim. — 3. Weiblicher Vorname. — 4. Schwung (französisch). — 8. Wiener Possenfigur. — 9. Grabschrift. — 10. Nahrungsmittel. — 11. Nebenbuhler. — 13. Positiver Strompol. — 14. Ort bei Danzig. — 17. Geheimbund auf Sizilien. — 18. Deutsche Schriftstellerin. — 20. Ostasiatischer Strom. — 22. Abkürzung von „Anton".

(ö = ein Buchstabe.)

*

Besuchskarten-Rätsel.

Alfred J. R. Hanke
Bremen

Wer den Beruf dieses Mannes wissen will, muß die Buchstaben obiger Karte entsprechend umstellen. Es ergibt sich dann eine mit „B" beginnende Berufsbezeichnung.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 136

Rösselsprung:

Kühle Blicke. Kühle Hände.
Und dazu ein kühles Schweigen...
Meinst du, daß ein Herz sich fände,
Seine Liebe dir zu zeigen?

Nicht nur Schönheit krönt die Rose,
Auch der Duft, der warme, weiche;
Beide adeln erst die große
Königin vom Blumenreiche.

Promber.

*

Palindrom: Eiger—Regie

Zakład graficzny i miejsce odbioia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 18.
Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.
Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.